



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedrich Hebbels Tagebücher.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nach langem Widerstreben kaum zur Hälfte und unter Aufreibung der Kräfte des leitenden Staatsmannes durchgesetzt. Eine ganze große Partei opfert mit offenem Hohne die Interessen des Vaterlandes den Herrschaftsgelüsten der römischen Kirche und folgt blindlings einem Führer, der erster Ratgeber eines mit dem Reiche im Kriegszustande befindlichen und mit der polnischen Revolutionspropaganda verbündeten Fürsten ist. Fürwahr, das ist ein trostloses Bild, welches die Volksvertretung im dritten Auktrum des unter so vielem Sehnen und Kämpfen, mit so teuern Opfern erstandenen neuen Reiches bietet. Es scheint, als ob die Geschichte nur dazu da sei, um nichts aus ihr zu lernen, und als ob das Volk in Selbstverblendung dem gähnenden Abgrunde entgegenzueilen wolle. Wer sein Vaterland wirklich liebt, soll niemals an dessen Geschick verzweifeln; aber es bedarf einer großen Zuversicht, wenn der deutsche Patriot unter den gegenwärtigen Zuständen nicht alle Hoffnung verlieren soll.

Das Studium des Taineschen Buches fordert zur Einkehr auf. Möchten doch im neuen Jahre die Einsichtigen sich um das Banner des hohenzollernschen Königtums zusammenscharen und unter Führung des Reichskanzlers = Bannerträgers die Wohlfahrt unserm Vaterlande erhalten und die deutsche und menschliche Zivilisation nicht zur Beute weniger Verblendeten und Fanatiker werden lassen. Das walte der deutsche Gott!



Friedrich Hebbels Tagebücher.



och kurz vor Jahreschluß hat die Literatur der Gegenwart in dem ersten Bande der durch den deutschen Generalkonsul in Genua Felix Bamberg veröffentlichten Tagebücher Friedrich Hebbels*) ein Geschenk erhalten, welches ein bedeutendes und doch in mehr als einem Sinne ein bedenkliches genannt werden muß. Der erste Eindruck, den wir davon empfangen, ist allerdings der, welchen der Herausgeber in seinem Vorwort davon erwartet. Die Tagebücher zeigen gegenüber der bedeutenden und doch so mannichfach peinlichen Biographie Hebbels von Emil Kuh „das Bild des Dichters in vollere und freundlicherem Lichte, als dies irgendeiner mit zerstreuten Gliedern und Farben gearbeiteten Biographie möglich war.“ Der zweite Eindruck aber war der, daß

*) Friedrich Hebbels Tagebücher. Mit einem Vorwort herausgegeben von Felix Bamberg. Mit einem Porträt Hebbels nach Rahl und einer Abbildung seiner Totenmaske. Berlin, Grottesche Verlagsbuchhandlung, 1884.

die Veröffentlichung dieser Tagebücher in allem Betracht zu früh kommt. Das Wort, das in Hebbels „Nibelungen“ König Gunther dem trotzigen Hagen entgegenruft, daß er das kümmerliche Grün zertrete, welches eine blutige Gruft besponnen habe, wird, fürchten wir, Anwendung auf diese Herausgabe finden. Das Bild Friedrich Hebbels mit allen Runzeln und Stirnfalten kann ja gar nicht heraufbeschworen werden, ohne auf der Stelle kaum verstummte wilde Gehässigkeiten, den bittersten Hader um sein in mehr als einem Sinne unseliges Lebensgeschick und eine durch dieses Geschick herb gewordene Anschauung, ohne das ganze widerwärtige Schauspiel mit heraufzubeschwören, daß sich Ohnmacht und Anmaßung des Dilettantismus, die Frivolität der gemeinsten Journalistik, wohlmeinende Beschränktheit und höchste ethische Forderungen, ein allzuengcs Schönheitsgefühl und ein Realismus, der jedes gedankliche Element in der Poesie beargwöhnt, zur Bekämpfung eines mächtig beanlagten, tiefernsten, redlich nach Wahrheit ringenden, aber mit schweren Mängeln und mit entstellenden Narben aus einer allzuheißcn Lebensschlacht gezeichneten Dichters verbünden. Seit Friedrich Hebbels frühem Tode sind genau einundzwanzig Jahre, seit dem Erscheinen der Biographie Hebbels von Emil Kuh noch nicht ganze zehn Jahre verstrichen. Der Staub, der bei beiden Anlässen und namentlich bei dem letzteren aufgewirbelt worden war, begann sich eben zu legen. Die Vorher- sagungen, daß in drei oder vier oder fünf Jahren kein Mensch mehr von diesem Dichter und seinen widerwärtigen, renomnistischen Fragen sprechen werde, haben sich weder seit dem Tode Hebbels noch seit der großen „Heß,“ zu welcher das bedeutende, aber unerquickliche Kuh'sche Buch Veranlassung gegeben, bewahrheitet. Hätte man noch ein Menschenalter, noch dreißig Jahre etwa hingehen lassen, so würden die Hebbelschen Tagebücher ein Geschlecht vorgefunden haben, dem der Name Hebbels erklingen wäre, wie uns die Namen Heinrich von Kleist oder Hölderlin erklingen. Niemand sieht populäre Dichter in ihnen oder erwartet, daß sie je solche werden könnten. Niemand vergleicht die Wirkungen, die sie geübt, mit den Wirkungen, die von Lessing, Goethe oder Schiller ausgegangen sind. Niemand aber auch, der auf Bildung Anspruch erhebt, zieht die subjektive Bedeutung ihrer Naturen, zieht die Thatsache in Zweifel, daß sie ein Lebensrecht in der Geschichte unsrer Dichtung und nationalen Bildung erworben haben, niemand erwartet, daß ihre besten Leistungen jemals werden in jenen Rehrich der Literatur geworfen werden, welchem weder lebendig genießende noch historische Teilnahme gebührt. Den Eintritt dieser Situation hätte man nach unserm Erachten für die Veröffentlichung der Tagebücher Hebbels abwarten sollen. Für die Zahl derjenigen, welche überzeugt waren, daß die deutsche Literatur in Hebbel ein wahrhaft produktives, wenn auch sprödes Talent und einen Dichter von höchster Auffassung seines Berufes besessen und verloren habe, bedurfte es des Erscheinens der „Tagebücher,“ so bedeutsam, tief und wertvoll sie auch sind, keineswegs, um sie über die volle Bedeutung des Mannes

ins Klare zu setzen. Für die große Zahl derjenigen, die in Hebbel nichts sehen wollen als den unbequemen Rigoristen, der beim allgemeinen Pickenick der modernen Literatur den Störenfried gemacht, und für die kleinere Zahl jener andern, welche einem Künstler jeden, nur nicht den herben Weigeschmack der Früchte seines Talents verzeihen können, werden die „Tagebücher“ nur eine Fundgrube neuer Anklagen, heftiger und erbitterter Angriffe werden. Da sie unvermeidlicherweise Spuren des harten und verzweifelten Ringens mit dem Leben, Spuren auch der sittlichen Irrtümer und Verschuldungen Hebbels tragen, da sich neben den mächtigsten und tiefsten Gedanken paradoxe und unerquickliche Einfälle genug in ihnen finden, so ist es wohlfeil, aus ihnen heraus erneut die Verwerflichkeit und Richtigkeit des Dichters der „Judith,“ der „Maria Magdalena“ und der „Nibelungen“ zu demonstrieren. Dieselben Blätter, welche nach Verlauf einer längern Zeit eine erfreuliche und hochinteressante Bestätigung des inzwischen festgestellten, den Dichter nach Verdienst ehrenden Urteils gewesen wären, dürften heute lediglich den literarischen Wortführern des Tages zur tendenziösen Ausbeutung dienen. Die Diskussion, welche glücklich auf die poetische Produktion des Dichters, somit auf ein Gebiet zurückgeführt war, auf dem es den erbittertsten Gegnern schwer fiel, ihren Kraftgedanken unumwundenen Ausdruck zu geben, kann nun wieder an Hebbels Leben, seine Prinzipien, seine individuellen Urteile und gelegentlichen Vorurteile angeknüpft und dem schauernden Publikum ein widerwärtiger Popanz an der Stelle des lebendigen Dichters vorgeführt werden. Die Bemühungen, die Talentlosigkeit Hebbels zu erweisen, sind seither von schlechtem Erfolg gekrönt gewesen, sie werden für die Zukunft schwerlich einen bessern haben. Da jedoch die Verfechter dieser Behauptung — mit wenigen Ausnahmen — über das nächste Jahr und das nächste Lustrum nicht hinwegzudenken pflegen, so hätte man es nach unsrer Meinung dreimal bedenken sollen, ehe man die Stimmen dieses Chorus wieder entfesselte. Wir glauben gern, daß nichts als die reinsten Pietät die Herausgabe der „Tagebücher“ veranlaßt hat; aber wenn diese Pietät nicht von souveräner Verachtung des nächsten Erfolges erfüllt gewesen ist, wird sie schwere und bittere Enttäuschungen erleben.

Die Literatur des letzten Jahrzehnts hat unter andern wunderbaren Erscheinungen auch die Idee einer Solidarität aller Schriftsteller „unbekümmert um die Unterschiede, welche das Talent zwischen uns gesetzt hat“ (wörtlich!) gezeitigt. Das brutale Massenbewußtsein, welches in solchen Vorstellungen zu tage tritt, hat sich früher weniger offen ausgesprochen, aber vorhanden und die Herrschaft heischend ist es in den dreißiger und vierziger Jahren auch schon gewesen. Der Begriff des Schriftstellers „ohne Talent,“ der sein Recht und seine Weihe dadurch empfangt, daß er angeblichen „Bedürfnissen“ des Publikums, der literarischen und theatralischen Industrie dient, ist nicht von heute und gestern, und diejenigen, welche in dem Lobe Hebbels und ähnlicher Dichter eine Be-

leidigung für sich selbst erblicken, sind nur die Erben etwas verschämterer Gesinnungsgegnossen einer vergangenen Periode. Eine poetische Natur, für welche das wahrhafte Talent das ein und alles war, die keinen Ersatz für die ursprüngliche Begabung im Fleiß, im Studium, in der Geschicklichkeit und der mehr oder minder starken Nachempfindung wirklich schaffender Naturen erblickte, dünkte schon den Hamburger Literaten von 1848 unerträglich. Die bis zum Peinlichen und Grausamen gehende Selbstkritik, welche Friedrich Hebbel, wie auch diese „Tagebücher“ wieder erweisen, an sich ausübte, war der genügsamen und jederzeit selbstzufriednen Oberflächlichkeit an sich fremd. Da die Selbstkritik unglücklicherweise keine Bürgschaft für das höchste Gelingen in sich schloß — denn auch der mit sich am strengsten ins Gericht gehende kann nur den Ernst und die Lauterkeit seiner Gesinnung, die Wahrheit und Konsequenz seines Gestaltens, die innere Notwendigkeit und Sicherheit seiner künstlerischen Formgebung sich selbst zum Bewußtsein bringen und bleibt im Dunkeln darüber, ob das, was für ihn individuelle Wahrheit ist, auch andre als Wahrheit berührt und ergreift —, so ward sie von Andersgearteten lediglich als eine Selbstquälerei oder noch schlimmer als ein unverzeihlicher Hochmut betrachtet. Wer besser sein will als seine Nachbarn, verdient bekanntlich immer gesteinigt zu werden, und so stand ein Dichter wie Hebbel, der es sehr ernst mit der Kunst und mit dem Beruf zur Kunst nahm, frühzeitig isolirt. Hebbel war mit seinen Anschauungen und seinen Forderungen an sich selbst in eine Zeit hineingeboren, in welcher es schon als Größenwahnsinn galt, überhaupt etwas Höheres zu wollen, als die Befriedigung entweder der Oppositions- oder der Unterhaltungslust für andre und des äußerlichsten Ehrgeizes für sich, eine Zeit, die wohl politisches, aber kein poetisches Pathos zu ehren verstand und auf dieses Nichtverständnis noch stolz war. Er war der poetische Zeuge gewaltiger sozialer Kämpfe, von denen diejenigen, die mitten in ihnen standen, am wenigsten wissen wollten und deren Widerspiegelung in der Dichtung zumeist peinliche Empfindungen erregte. Das alles wurde gegen ihn angewendet und die zwei Jahrzehnte, die seit Hebbels Tode verflossen sind, haben sicher noch nicht hingereicht, um eine größere Unbefangenheit für die Beurteilung seiner Erscheinung zu schaffen.

Jeder Blick, den wir vorläufig in Hebbels „Tagebücher“ werfen, belehrt uns, daß es sehr kleine Kreise sind, welche von diesem Buche Notiz nehmen, und noch kleinere, welche ihm ein teilnehmendes Verständnis entgegenbringen werden. Die Stellung des Dichters, welcher, auf Leben und Tod an die Wahrheit seiner schwerflüssigen und wenig glücklichen Natur gebunden, die möglichste Steigerung und Läuterung dieser Natur suchte, in der jungdeutschen und der politisch tendenziösen Periode unsrer Literatur war schlecht genug, sie würde (die äußerliche Wirkung eines langen Dichterlebens, persönlicher Beziehungen und Auszeichnungen beiseite gesetzt) heute kaum günstiger sein. Wohl scheint die gegenwärtig vorherrschende Auffassung der ersten und letzten

Aufgaben der Poesie, die Forderung einer unbedingten Lebenswahrheit, den Grundanschauungen, welche Hebbel in ein so entschiednes Mißverhältnis zu der Mehrzahl seiner schreibenden (nicht seiner dichtenden) Zeitgenossen gebracht haben, weit näher zu liegen. Allein man vergegenwärtige sich nur einmal, was der größte Teil der jüngsten Belletristen und Feuilletonisten, Bühnenschriftsteller und Erzähler unter Lebenswahrheit eigentlich versteht, man rufe sich ins Gedächtnis, wie scheu sie allem edleren Leben (und wenn es in der Wirklichkeit zehntausend- und hunderttausendmal existirt) ausweichen, wie sehr sie „alles schreckt, was eine Tiefe hat,“ wie flach und platt man gerade im Augenblicke nach Recepten der Mode arbeitet und „Gewerbekunst“ auch in der Poesie treibt, um einzusehen, daß der wirklich schöpferische Dichter, soweit ihm nicht die Gunst eines glücklichen Naturells Eingang verschafft, heute keineswegs besser gestellt ist als in den vierziger Jahren.

Von Hebbel gelten zwar jene Worte, die Wilbrandt in seiner Biographie Heinrichs von Kleist gesprochen, nur zum Teil, aber doch gerade genug, um es begreiflich zu machen, daß er kein Liebling des großen Publikums sein konnte. „Eine finstere Klarheit des Auges zerstörte ihm den geheimnisvollen Farbensglanz der Welt, er sah die Blüten des Lebens nur als Erscheinungen vorüberwandeln, die sittliche Welt verriet ihm kein innewohnendes unzerstörbares Gesetz. Eine innerliche Hitze und Heftigkeit warf ihm seine Kräfte durcheinander, und so spotteten sie seines Strebens, sie zu reiner und mächtiger Harmonie zu zwingen. Mit unbezwinglich haftender Leidenschaft hielt er alles, was er ergriffen, fest; wie er stets sein ganzes Leben daran setzt, so sollen ihm auch die Dinge, nach denen er ringt, sich ganz und auf einmal ergeben. So schlürft er jedes Gefühl, jede Leidenschaft, jede Seligkeit und jeden Schmerz unersättlich bis auf den letzten Tropfen aus; sonst wären sie nicht sein eigen, wären sie wertlos. Und wie leicht erkennt man, daß auch der Künstler Kleist in diese verhängnisvolle Flut getaucht ist. Auch er muß jedes Problem erschöpfen, es auch auf die zerbrechlichste Spitze stellen; bis ins Kleinste hinab, bis in Bilder und Gleichnisse, flüchtige Züge, Spiele des Augenblicks verfolgt ihn derselbe Trieb, und von dem Trank der Schönheit, den er uns reicht, soll uns auch die Gese nicht erspart sein.“ (Wilbrandt, Heinrich von Kleist, S. 416.) Wöllig kann, wie gesagt, diese Charakteristik eines ähnlich gearteten Talentes nicht auf Hebbel angewandt werden; so entschieden der moderne Dichter hinter gewissen Kräften und Eigenschaften Kleists zurückblieb, so sicher übertraf er ihn in andern, für das Angestüm seiner Seele und seines Lebensbedürfnisses fand Hebbel ein Maß, und das Glück kam ihm, wenn auch sehr spät, doch immerhin noch rechtzeitig zu Hilfe. Aber soweit die Charakteristik Anwendung auf ihn leidet, soweit erklärt sie das Widerstreben der naiv Genießenden und Befriedigung ihrer begrenzten persönlichen Genußbedürfnisse von jedem Dichter Fordernden gegen seine Schöpfungen. Mit der kritischen Feindseligkeit gegen den Dichter ist dies

Widerstreben keineswegs identisch, aber die Feindseligkeit hat sich wesentlich auf das Vorhandensein desselben gestützt. In dem Maße, als das Widerstreben der Ehrlichen verschwindet, wird auch die Beurteilung durch die Mißwollenden sinnloser, gehässiger erscheinen und endlich unmöglich werden. Darum hätten wir von Herzen gewünscht, daß die besten Dramen Hebbels und die allmählich aus der Menge seiner Dichtungen herausleuchtenden, ganz vollendeten lyrischen Gedichte ihr stilles Werk noch ein paar Jahrzehnte weiter verrichtet hätten, ehe der bittere Streit um die Grenze, innerhalb deren, und die Form, in welcher sich das Selbstbewußtsein des großen Talentes äußern darf, aufs neue zur Hauptsache gemacht werden konnte.

Doch Friedrich Hebbels „Tagebücher“ sind nun einmal erschienen, und der Herausgeber hegt die Hoffnung, dem Andenken des Dichters schon jetzt durch die Veröffentlichung genügt zu haben. „Hebbels Leben und Literatur [soll wohl heißen Schöpfungen oder Werke!] bilden im deutschen Literaturleben selbst ein Drama; wir haben bis jetzt nur der Verwirklichung beigewohnt, die Lösung kommt noch. Auch bis zur Klärung des verwandten Schattens Heinrichs von Kleist ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen“ heißt es am Schlusse von Bambergers Einleitung. Und gleichsam um den Leser für die Eindrücke des folgenden Bandes vorzubereiten, setzt der Herausgeber hinzu, daß Hebbels Todeskrankheit im fünfzigsten Lebensjahre (eine Knochenweichung) „infolge mangelhafter Nahrung in der Jugend, vielleicht infolge übergroßen Andranges geistiger Stoffe, vielleicht durch beides zugleich“ herbeigeführt worden sei. „Wenn die Wirkung der Not auf das Gehirn nicht bloß in moralischer, sondern auch in physiologischer Beziehung zu der außerordentlichen Steigerung der Geistes-thätigkeit Hebbels beigetragen hat [hätte?], so könnte man sich leichter mit seinem Loos versöhnen. Die nicht tief genug in die Verkettung menschlichen Geschickes eingedrungen sind, behaupten, Hebbel würde ein anderer geworden sein, wenn er in günstigeren Verhältnissen gelebt hätte. Versöhnlicher nehme ich an, daß er sich dann wahrscheinlich minder tief und umfassend entwickelt haben würde; ja vielleicht ist das Bild von der Perle, mit welchem diese Abhandlung beginnt [Bamberg hat zu Anfang der Vorstellung gedacht, nach welcher Perlen, wenn sie nicht getragen werden, absterben] nicht ganz zutreffend, da Hebbel von seiner Zeit getragen, von seinen schöpferischen Dämonen vielleicht verlassen worden wäre. Wer auf Erden keine Tragödie spielt, wird im Leben keine schreiben.“

Die vielen „wenn“ und „vielleicht“ nehmen den Anschauungen, die der Verfasser hier entwickelt, keineswegs ihr Bedenkliches, denn die alte Annahme „Das Mal der Dichtung ist ein Rainsstempel“ schaut überall aus ihnen heraus. Wir empfangen im Gegensatz dazu sowohl aus Hebbels eigenem spätern Leben als aus den zur Zeit vorliegenden „Tagebüchern“, welche der Leidens- und Kampfesperiode des jugendlichen Dichters (1835 bis 1842) angehören, die bestimmte Zuversicht, daß die Not keineswegs die vorzüglichste Amme der großen

und entwicklungsfähigen Kräfte des Dichters Hebbel gewesen ist, daß sie sogar im einzelnen auf ihn einen verhängnisvollen Einfluß gehabt und, da ihm „ein bißchen leichtes Blut“ von der Natur gänzlich versagt war, noch in eine Periode seines Lebens und Schaffens nachgewirkt hat, in der er der Sorge um das tägliche Brot enthoben war, daß er aber allerdings eine seltene Widerstandsfähigkeit im Kampfe mit der langjährigen Unsicherheit seiner Lage bewährt hat. Daß die Not Einsichten erschließt und Empfindungen erweckt, welche dem Glückverwöhnten ewig fremd bleiben, daß sie den Ernst erhöht und den Eifer spornt, ist zum Gemeinplatz geworden, allein zwischen der Not, die hier gemeint ist, und der bittersten Dürftigkeit, mit der sich Hebbel herumschlug, liegt immer noch eine gewaltige Kluft. Die „Tagebücher“ enthalten eine Reihe unerquicklicher Einzelheiten zur Geschichte dieser dürftigen Lebenslage, bei der immer nur das eine unbegreiflich bleibt, daß es dem Dichter niemals in den Sinn kam, ein Stück seiner vermeinten Freiheit zu opfern, um von solchen drückenden Fesseln frei zu werden. In der ganzen Jugendgeschichte Hebbels ist nichts so dunkel und widerspruchsvoll, als die schier fatalistische Resignation, mit der er harte Entbehrungen und widerwärtige Demütigungen auf sich nimmt, nur um im Vollbesitz des Einzigen zu bleiben, woran er Überfluß hat — der Zeit. Und ebenso bleibt es dem Nachdenkenden ein Rätsel, daß derselbe Mensch, der so entschlossen den Konflikt mit der bürgerlichen Sitte seiner Heimat und den ganzen Fluch einer wilden Ehe auf sich nimmt, sich anderseits scheut, für Erhaltung seines Leibes und seiner Kraft auch nur einen Pfennig mehr aufzuwenden, als die dringendste Notwendigkeit erheischt. Er lebt von Brot und Kaffee und Früchten, damit eine kleine Summe eine möglichst lange Zeit hinreiche, und spricht sich die Fähigkeit des Erwerbens und Verdienens ohne weiteres ab.

Das Beste ist jedenfalls, daß diese Dinge in den „Tagebüchern“ doch nur eine untergeordnete Rolle spielen, und der größere Teil der Hebbelschen Aufzeichnungen gilt wichtigeren Dingen als den Bedrängnissen einer Literatenexistenz, hinter der kein federfertiger und rasch entschlossener Literat, sondern ein Dichter stand, der das Höchste wollte und von sich forderte. Felix Bamberg hat vollkommen Recht, wenn er von den „Tagebüchern“ rühmt: „Die gesamte, sowohl dem reinen Denken wie dem Schauen angehörende Geisteswelt Hebbels kommt in den Tagebüchern mit bewunderungswürdiger Ursprünglichkeit und Festigkeit zur Schau. Oft ist durch ganz eng geschriebene Seiten kein Buchstabe ausgeschrieben; auch beim Lesen des gedruckten Textes hat man die lebhafteste Empfindung, es mit wirklichen Lebensmanifestationen zu thun zu haben, wie sie sich aus den jedesmaligen geistigen Zuständen des Dichters entwickelten. . . . Als eine hohe Bereicherung für die Wissenschaft der Kunst sind Hebbels Gedanken über die Poesie und das poetische Vermögen zu betrachten. Sie sind, wie eben die Tagebücher beweisen, keine neuen Formeln nach älteren Systemen der Kunst-

philosophie, sondern stillvoll dargestellte Ergebnisse innerer Erfahrungen und tiefsten eignen Forschens. . . . Von einer Individualität wie der seinigen ausgehend, haben seine innern Beobachtungen über das Wesen der Poesie und das Auftreten der poetischen Kraft unleugbar allgemein wissenschaftlichen Wert; auf ihn selbst bezogen wirkten sie aber geradezu tragisch, indem er einerseits, wenn sich bei ihm nicht die natürlichen Prozesse einstellten, außer stande war zu dichten, mithin für den Markt von vornherein zu kurz kam; andererseits der Maßstab, den er gemäß dieser seiner eignen Beschaffenheit teils mündlich, teils schriftlich an Dritte legte, seine Lebensverhältnisse verbitterte und seine eigne Anerkennung verspätigte."

Die Erfahrung, welche sich aus der Lebensgeschichte Hebbels ergibt, bleibt immer die, daß, ein paar seltene Ausnahmefälle abgerechnet, der wirkliche Dichter, der einer innern Notwendigkeit folgt, eine andre Basis seiner unentbehrlichen Unabhängigkeit bedarf, als die eigne Produktion. Die Verhältnisse sind seit 1840 vielfach andre geworden, und dennoch, sobald wir uns die Frage vorlegen: Könnte sich unter heutigen Umständen das Geschick erneuern, welches diese Blätter vor uns aufrollen, die Antwort müßte ohne Zögern bejaht werden. Was hätte sich denn zum Guten geändert? Der unverwöhnte Hebbel zeichnet unter dem 25. März 1841 in sein Tagebuch ein: „Judith hat mir nun im ganzen 43 Louisdor eingebracht, eine schöne Summe für ein erstes Werk.“ Er rechnet dabei die Bühnenhonorare von Berlin und Hamburg und die zehn Louisdors, welche ihm der Verleger Julius Campe für die geniale Tragödie zahlte, zusammen. Welcher Verleger würde heute den Mut haben, für ein noch so vielversprechendes dramatisches Werk, das keinen „sensationellen“ Erfolg gehabt, auch nur den bescheidenen Ehrensold zu zahlen, den 1841 die Hoffmann und Campe'sche Buchhandlung in Hamburg bieten konnte. Aber wir haben seitdem die Tantieme erhalten! Nun, wer glaubt im Ernst, daß sie einem Werke von der Bedeutsamkeit und Gestaltungskraft, aber auch von der düstern Eigenart, dem übersteigerten Ausdruck der „Judith“ zugute kommen könnte? Wir wissen nur zu wohl, welches Metall und Gepräges die Mehrzahl der „theatralisch wirklichen“ Werke sind, deren Tantiemen auf den Börsen der literarischen Industrie nach Tausenden und Zehntausenden notirt werden, und welcher Zufälle es bedarf, um einer gehaltvollen Dichtung auch nur den zehnten Teil der Autorenanteile einer armseligen Feerie oder eines Schwankes zu verschaffen, bei welchem man so sehr über die Tölpelerei der auf die Bretter gebrachten Figuren lachen muß, daß man ganz vergißt, über die des Verfassers zu lachen. Die Aussicht, welche heute für eine „Judith“ und ihren Dichter vorhanden wäre, stellt sich um nichts günstiger als vor einem Menschenalter. Aber die „Schillerstiftung“! werden Wohlmeinende ausrufen. Wir sind weit entfernt, die höchst wohlthätigen und segensreichen Wirkungen, welche die Schillerstiftung in einzelnen Fällen gehabt hat, zu verkennen oder an dem redlichen Ernste ihres Verwal-

tungsrates zu zweifeln. Es ist keine leichte Aufgabe, gegenüber hunderten von Ansprüchen und angeichts oft drückender Not die Berechtigungsfrage, die mit der Talentfrage zusammenfällt, unbefangen zu prüfen. Es ist ein andres, im kritischen Areopag zu sitzen, in dem entschieden wird, ob ein Gedicht, ein Buch den Anforderungen der Kunst entspreche, und ein andres, in einem Gerichtshofe zu stimmen, wo sich das abfällige Urteil dahin zuspitzt, daß Talent und Leistungen eines Mannes so unzulänglich sind, um dem Hungernden ein Stück Brot zu versagen. Gar mancher, welcher den Rechenschaftsbericht der Stiftung bei der Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens gelesen, mag zu einem oder dem andern Duzend der darin aufgeführten Namen der Unterstützten den Kopf geschüttelt haben. Hätte er aber im Verwaltungsrate gesessen und die Dinge einzeln an sich herankommen sehen, so würde sich sein Kopfschütteln vielleicht elfmal in ein Kopfnicken verwandelt haben. Aber für den Fall, den wir hier besprechen, ist die Schillerstiftung fogut wie nutzlos. Hand aufs Herz — wenn sich die Herren fragen, ob sie ein Talent gleich dem des jungen Hebbel für unterstützungswürdig, das heißt für ein wahrhaftes Talent halten sollen, so werden sie nein und abermals nein sagen. Der Glanz, der von einer großen und im ganzen doch siegreichen Entwicklung auf die Anfänge eines Talents zurückstrahlt, kommt dem Anfänger nicht zugute. Je stärker, eigentümlicher und selbständiger das Talent ist, je weniger es Abhängigkeit von den gerade herrschenden Moderationen verrät, umso leichter erscheint es als problematische Natur. Nein, die Lebenslage, in der sich Hebbel, teils einem vermeintlichen Zwange seines Innern folgend, teils und vor allem mit den Nachwirkungen seiner bedrückten Jugend kämpfend, im Jahre 1840 befand, sie kann unter gleichen Umständen jeden Tag bei einer andern Natur wiederkehren, sie würde lediglich verschärft sein durch den Umschwung der Verhältnisse, der inzwischen für die industriellen Vertreter der Literatur und auch, wie gern zugestanden sei, für einige anmutige, leicht eingängliche und durch die Eigenart ihrer echten Begabung mit den besten Neigungen des Publikums in Einklang befindliche Talente eingetreten ist.

Wer wie Hebbel eine Hauptaufgabe der Poesie darin erblickt, „durch den Todesgedanken den goldenen Faden des Lebens zu ziehen,“ wird heute um nichts besser gestellt sein als der Dichter der „Judith“ und „Genoveva,“ der uns in diesem ersten Bande der „Tagebücher“ ausschließlich begegnet. Für ihn lag die leidige Reflexion: „Es läßt sich im Leben doch nichts, garnichts nachholen, keine Arbeit, keine Freude, ja sogar das Leid kann zu spät kommen,“ nahe genug, während das spätere Leben ihm die Überzeugung brachte, daß sich allerdings manches nachholen lasse, nur daß das Nachgeholte dem Ursprünglichen nicht gleichkomme. Und doch welche rührende Dankbarkeit mitten im beschränktesten Dasein, wenn ihn nur die Gewißheit, daß sein Schaffen echt und wahr sei, beglückt. Am 23. September 1840 schreibt der Dichter in sein Tagebuch:

„Heute morgen den ersten Akt der Genoveva beendet. Bin ganz zufrieden und glücklich. In der Welt ist ein Gott begraben, der auferstehen will und allenthalben durchzubringen sucht in der Liebe, in jeder edeln That.“ Und am 28. September: „Es ist ein schöner, herrlicher Herbstmorgen, golden liegt der Sonnenschein auf dem Papier, draußen kühler Wind, der daran mahnt, daß man die Früchte abnehmen soll, innen behagliche Wärme, Gott ist unverdientermaßen unendlich gnädig gegen mich, und wohl will es sich ziemen, daß ich dies in meinem Tagebuche, worin so viele Klagen und Ausbrüche der Verzweiflung stehen, einmal mit freudiger Seele ausspreche. Der einzige Wunsch meiner Jugend, derjenige, in dem ich nur lebte, war, daß ich ein Dichter werden möchte. Ich bin einer geworden, und jetzt erst erkenne ich, was das heißt.“ So gewaltig sich auch das Selbstgefühl Hebbels gegen den Hochmut der Dichtmacht, gegen unbillige Herabsetzung und erbärmlichen Klatsch aufbäumt und so leidenschaftlich sein Sähzorn selbst gegen die liebsten und nächststehenden Menschen aufwallte, so fehlte es ihm nicht an jener Gerechtigkeit und Selbsterkenntnis, die dem modernen Streber und Ichvergöttlicher als reine Lächerlichkeit gilt. Wie schmerzlich ernst klingt es, wenn der Dichter am März 1842 sich selbst das Geständnis ablegt: „Wäre ich Gott und jeder Menschenpflicht so treu, wie ich der Kunst bin, dann könnte ich jedem Richter stehen,“ und am 19. März, am Tage nach seinem Geburtstage, erläuternd hinzufügt: „Ich habe das Talent auf Kosten des Menschen genährt und was in meinen Dramen als aufflammende Leidenschaft Leben und Gestalt erzeugt, das ist in meinem wirklichen Leben ein böses, unheilgebärendes Feuer, das mich selbst und meine Liebsten und Teuersten verzehrt.“ Aus Kopenhagen vom 20. Januar 1843 schreibt er: „Ich habe mich einer scharfen Selbstprüfung unterworfen und bin zu Resultaten gekommen, die für mich keineswegs erfreulich sind; ich muß der Welt ein viel größeres und mir selbst ein viel geringeres Recht einräumen als je zuvor, und das in einem Augenblicke, wo ich ihr lieber fluchen als mich ihr beugen möchte; es ist ebenso, als wenn einer in dem Moment, wo er ermordet zu werden glaubt, sich überzeugt, daß ein gerechter Richterspruch an ihm vollzogen wird. Schwere Arbeiten, große Anstrengungen und Aufopferungen stehen mir bevor, aber wenn es mir nur gelingt, mir wieder einige Fußbreit Existenz zu erkämpfen, so hoffe ich auch diesmal dem Maße meines Erkennens zu genügen, vorausgesetzt freilich, daß die physische Kraft der geistigen treu bleibe.“ Dieser wuchtige Ernst und diese Selbstkritik verbürgten, wenn nicht eine erfreuliche, so doch eine große und kräftige, eine Entwicklung, welche auch für andre erhebend wirken kann. Man vergleiche diese und zahlreiche ähnliche Stellen der „Tagebücher“ und sage sich selbst, wer den großen Tagen unsrer Literatur und dem Geiste, der diese erfüllte, näher stand, ob der Dichter oder jene unversöhnlichen Widersacher, die auch diesmal aus seinen geheimsten Aufzeichnungen nichts herauslesen werden, als daß er ein wüster Gesell mit der Prätension auf Unsterblichkeit und dem

lächerlichen Anspruch, sein Können der strengsten Prüfung zu unterwerfen, gewesen sei.

Freilich auch diese strengste Prüfung konnte zunächst einer Seele keine völlige Befreiung bringen, die so schwer an den Rätseln des Daseins trug wie Hebbel. Wenn wir unterm 7. Oktober 1842 in seinen „Tagebüchern“ lesen: „Was einer werden kann, das ist er schon, zum wenigsten vor Gott! Diese fürchterliche Wahrheit ist durch das Ausstreichen aus der *Genoveva* keineswegs abgethan. Derjenige, der einen Mord verübte, und derjenige, der ihn des Mordes wegen zum Tode verdammt, worin sind sie unterschieden, wenn Gott, der mit der wirklichen zugleich alle möglichen Welten übersehaut, erkennt, daß jener bei einer andern Verkettung der Umstände der Richter und dieser der Mörder hätte sein können. Wenn man die Gewalt der Außerlichkeiten wohl erwägt, so möchte man an aller Wesenheit der menschlichen Natur und jeder Natur verzweifeln.“ Mit dem landläufigen Pessimismus, der meist nur der Widerschein eines aristippisch-epikureischen Eudämonismus ist, hat diese düstre Erkenntnis und verzweifelnde Stimmung nichts zu schaffen; daß sie bis zu einem gewissen Punkte überwunden werden mußte, um den Dichter auf die Höhe zu führen, auf der wir ihn später erblicken, ist klar genug. Fast alle Seiten der „Tagebücher“ enthalten einen tiefen und schönen Gedanken, der rastlos arbeitende Geist Hebbels bewegt sich nach den verschiedensten Seiten hin, weniger um sich der ganzen Breite des Lebens zu bemächtigen, als um in jede Tiefe desselben hinabzusteigen. Es fehlt unserm Dichter weder an Verständnis noch an der gebührenden Anerkennung für völlig anders geartete Talente als das seine, gleichwohl ist ihm echte Poesie ohne eine gewisse psychologische Tiefe, ohne starke, überwältigende Leidenschaften und ein letztes individuelles Element, das er bei Uhland findet, bei Scott vermißt, doch undenkbar. Über Walter Scott lesen wir unterm 4. März 1839: „Ich habe in der letzten Zeit mehrere Romane von Scott gelesen. Scott unstreitig ein außerordentliches Talent und dennoch kein Dichter. Warum nicht? Ich weiß mir hierauf nicht befriedigend zu antworten, obgleich mein Gefühl entschieden ist. Zum Teil zeigt er seine undichterische Natur dadurch, daß er immer nur das Äußere des Lebensprozesses, das Handgreifliche und in die Augen fallende desselben darstellt; überhaupt nur das Entwickelte, niemals das Werden. Es ist freilich das höchste, Seelenereignisse und Geistesrevolutionen ohne Zergliederung und Beschwägung unmittelbar durch das Thun und Leiden des Menschen zu zeichnen, wie es Goethe in seiner *Ottolie*, Kleist in seinen Novellen gethan hat; doch bei Scott geht innerlich gar nichts [?] vor, seine Personen sind und bleiben, was sie sind, sie gewinnen oder verlieren wohl an Glück und Unglück, aber das Schicksal greift nie den Keim ihres eignen Wesens an. Daher kommt auch die Monotonie, welche die fortgesetzte Lektüre dieser Romane, trotz des frischen Wechsels von Situationen und Charakteren, auf die Länge unangenehm macht. Die Verhält-

nisse werden verrückt und wieder eingerichtet, etwas weiteres geschieht nirgends. Merkwürdig und bezeichnend ist vor allem die Art, wie sich Scott der stoffartigen poetischen Elemente der Sagen, Träume, Ahnungen u. bedient; er weiß sie mit kräftiger Hand zu packen und aufs geschickteste in den Gang des Ganzen zu verweben, aber er besprengt sie immer vorher wohlbedächtig mit dem kalten Wasser des Verstandes und erschwert sich dadurch die Wirkung, die er zuletzt doch hervorzubringen weiß. Jedenfalls ist er in der bloßen Unterhaltungsliteratur eine ganz einzige Erscheinung, und zwar vornehmlich wegen der großen Kunst, der Feinheit in der Motivierung, die er aufwendet, um die gewöhnlichsten Zwecke zu erreichen." Wenn Hebbel, überall zugleich die höchsten und bestimmte subjektive Maßstäbe anlegend, hier dem Dichter der „Sungfrau vom See“ des „Waverley“ und der „Chronik von Canongate“ den Dichternamen abspricht, so ist dies freilich eine der Einseitigkeiten, die vom selbständigen schöpferischen Talent untrennbar scheinen, aber er räumt doch andererseits die eminenten Vorzüge des großen Erzählers unumwunden ein. Was er zu einer Belletristik sagen würde, die nicht einen dieser Vorzüge besitzt, und indem sie für ihre gewöhnlichsten Zwecke weder Kunst noch Feinheit der Motivierung, noch irgendwelche Motivierung überhaupt aufwendet, sich doch höchste Bedeutung zuspricht, das läßt sich leicht erraten, und die folgenden Bände der „Tagebücher“ können garnicht verfehlen, einige höchst schätzbare Beiträge zur Kritik dessen zu bringen, was heutzutage für Poesie ausgegeben und auch für Poesie genossen wird.

Wir würden kein Ende finden, wollten wir anfangen, auf alle zum Teil grundverschiednen Einzelheiten des reichen Inhaltes hinzuweisen. Die kleine Zahl Empfänglicher, die wir in diesem Falle voraussetzen dürfen, werden sich die Lektüre des vorliegenden Buches ja schwerlich entgehen lassen. Die Schärfe der Voraussicht und Vorempfindung des Dichters in allen Zeitfragen, welche wirklich allgemeine Probleme umfassen, wird ihre Teilnahme nicht minder in Anspruch nehmen als die künstlerische Seite seines Naturells und Seelenlebens. In einer Zeit, in welcher der Liberalismus nach französischem Muster fast ausschließlich die politische Formfrage betonte, spürte der Dichter, daß sich die soziale Frage zu dem finstern Gewölk zusammenballte, durch welches wir jetzt hindurchschreiten müssen. „Der Pauperismus ist doch eine ganz furchtbare Frage. Auf der einen Seite hat jeder, den die Erde trägt, ein Recht darauf, daß sie ihn auch ernähre; auf der andern würde eine allgemeine Gütergemeinschaft unendlich viele Motive aufheben, die der insolenten Menschennatur notwendig sind, wenn sie nicht erschlaffen soll“ (31. Juli 1843). Auch in bezug auf andre Momente sah er das Kommende gut genug voraus. „Die Emanzipation der Juden unter den Bedingungen, welche die Juden vorschreiben, würde im weiteren geschichtlichen Verlaufe zu einer Krisis führen, welche die Emanzipation der Christen notwendig machte“ (20. Mai 1843).

Grenzboten I. 1885.

Doch wir müssen innehalten, um nicht das Buch in ungehöriger Weise zu plündern. Daß es wichtige Beiträge zur Beleuchtung ganzer Reihen von literarischen und künstlerischen Zweifeln und Streitpunkten des Augenblicks enthält, wird sich jeder selbst sagen. Nur auf eine Einzelheit sei hier noch hingewiesen. Bekanntlich gefällt sich die neueste philologische Kritik darin, dem Leben und der Inspiration beinahe jede Mitwirkung an der Entstehung großer Dichtungen abzusprechen. Gedichte werden auf Gedichte, Bücher auf Bücher zurückgeführt, selbst Goethe muß von Wieland entlehnt oder, wie es wohlklingender lautet, an Wieland angeknüpft haben. In Hebbels „Tagebüchern“ finden sich ein paar interessante Stellen, die den Widersinn dieses Nachspürens nach den „Quellen“ entscheidend herausstellen. Am 14. April 1840 zeichnet Hebbel auf: „König David, ein trefflicher Dramenstoff. Erster Akt Sauls Überwindung und Tod. Urias Weib. Absalon. In Erwägung zu ziehen bei mehr Muße.“ Indem sich dem Auge des Dichters bei der Lesung der Bibel der innere und äußere Zusammenhang des Verhältnisses Davids und Bathsebas und der Empörung Absalons auf den ersten Blick darstellte, schoß ihm der Stoff in derselben Form zusammen, in der er sich über zwei Jahrhunderte zuvor dem englischen Dichter Georg Peele, dem Zeitgenossen Shakespeares, gezeigt hatte. Wäre Hebbels Tragödie ausgeführt worden, so würde sie starke Ähnlichkeiten mit Peeles „David und Bathseba“ erhalten haben und als ein Produkt des altenglischen Dramas vor der heutigen Kritik gelten. Nun ist aber nichts gewisser, als daß Hebbel im Jahre 1840 kein Englisch verstand, daß die Shakespearewissenschaft damals den Namen Peeles kaum genannt hatte, die Annahme einer Nachahmung daher so absurd als — unvermeidlich wäre. Ähnliche Reflexionen ergeben sich beinahe Seite für Seite.

Alle Genugthuung, die wir über so vieles in dem ersten Bande der Hebbelschen „Tagebücher“ empfinden, erschüttert die Überzeugung nicht, daß sie im Interesse des Dichters lieber später als heute hätten veröffentlicht werden sollen. Da sie jedoch da sind, wollen wir dem Herausgeber für seine Pietät und Sorgfalt den verdienten Dank nicht schuldig bleiben und darüber hinaus von Herzen wünschen, daß der deutschen Literatur die unerwartete Neujahrsgabe so zugute kommen möge, wie es wohl möglich wäre, wenn alles mit rechten Dingen zginge, was voraussichtlich leider nicht geschehen wird.

